

Zeitschrift: Allgemeine schweizerische Militärzeitung = Journal militaire suisse =
Gazetta militare svizzera

Band: 59=79 (1913)

Heft: 20

Artikel: Die Haubitzefrage in Frankreich

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-30450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 05.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Allgemeine Schweizerische Militärzeitung.

Organ der schweizerischen Armee.

Mit den Beilagen: **Literaturblatt** (monatlich) und **Mitteilungen der Eidg. Militärbibliothek** (vierteljährlich).

LIX. Jahrgang. Der Schweizerischen Militärzeitschrift LXXIX. Jahrgang.

Nr. 20

Basel, 17. Mai

1913

Erscheint wöchentlich. — Preis halbjährlich für die Schweiz Fr. 5.—, fürs Ausland Fr. 6.50. — Bestellungen direkt an **Benno Schwabe & Co. Verlagsbuchhandlung in Basel**. Im Auslande nehmen alle Postbureau und Buchhandlungen Bestellungen an. — Inserate 35 Cts. die einspaltige Petitzeile.

Redaktion: Oberst **U. Wille**, Meilen.

Inhalt: Die Haubitzefrage in Frankreich. — **Kriegslehren.** (Schluß.) — Ausland: Oesterreich-Ungarn: Reform der Ausbildung im Bajonettfechten. — Belgien: Herbstmanöver.

Die Haubitzefrage in Frankreich.

Knapp zwei Jahre vor Schluß des letzten Jahrhunderts wurde bei der deutschen Feldartillerie wieder eine Haubitze eingeführt, die ein anderes Kaliber aufwies als die Feldkanone. Um die gleiche Zeit mühte man sich in Frankreich mit der Herstellung eines Geschützes, das vermöge seiner Feuerschnelligkeit, Anfangsgeschwindigkeit und Schußwirkung in der Lage sein sollte gegen alle Ziele des Feldkrieges einen genügenden Erfolg zu bewirken. Der Mühen Lohn war das im ersten Jahre des XX. Jahrhunderts zur Einführung bei der gesamten Feldartillerie gelangte 75 mm Rohrrücklaufgeschütz.

Wer in den achtziger Jahren als lernbegieriger Adept zu den Füßen schweizerischer Artillerielehrer saß, dem wurde gelehrt, daß für die Feldartillerie ein einheitliches Geschütz des Strebens höchstes Ziel bedeute. Einheitliches Kaliber, einheitliche Munition, damit verbunden vereinfachte Ausbildung und vereinfachter Munitionersatz innerhalb des gesamten Feldheeres müsse das Ideal jedes Feldartilleristen bilden. Und in der Tat befanden sich die Heere fast aller Staaten auf dem besten Wege hiezu. Einzelne waren ihm schon ziemlich nahe gekommen, andere schienen es schon erreicht zu haben, indem ihre Feldgeschütze nicht nur dasselbe Kaliber, sondern auch ein und dieselbe Geschosart aufwiesen.

Freilich machten die Erfahrungen des russisch-türkischen Krieges 1877/78 scheinbar ein Loch in diese Lehre. Weil die Russen trotz reichlichster Artillerieausstattung der hinter ihren Erdwerken sitzenden Türken bei Plewna nicht Herr zu werden vermochten, rief man wieder nach Geschützen mit steilerer Flugbahn auch beim Feldheere. Man übersah dabei allerdings ein wenig, daß an dem Fiasko der russischen Feldartillerie weniger die Rasanz ihrer Flugbahnen beteiligt war als die Art und Weise ihrer Verwendung und die Abwesenheit jeglichen Zusammenarbeitens mit der Infanterie. Immerhin glaubte man dem Rufe nach Wurfgeschützen damit Genüge leisten zu müssen, daß man solche in geeigneter Weise und mehr als früher der Fall gewesen war in die schwere Artillerie einstellte und ihnen eine solche Bauart,

Ausrüstung und Gliederung gab, daß sie unter Umständen den Bewegungen des Feldheeres folgen konnten. Bei uns führte dies damals zur Schaffung der einen Teil der Positionsartillerie bildenden gezogenen Mörserbatterien.

Zwar gab es schon zu jener Zeit vereinzelte Leute, die zu behaupten wagten, mit der rastlosen Jagd nach stets gesteigerten Anfangsgeschwindigkeiten und damit immer gestreckteren Flugbahnen bei den Feldgeschützen sei es nicht getan; besser möchte es den Anforderungen des Feldkrieges frommen ein einheitliches Geschütz zu besitzen, mit dessen Flugbahn selbst bei etwas beschränkterer Präzision noch hinter feldmäßige Deckungen und stärker geböschte Hänge zu reichen wäre. Aber diese Stimmen waren, wie gesagt, nur ganz vereinzelt und hatten vorläufig keine Aussicht hoch zu kommen.

Dem Streben nach einem Einheitsgeschütz hatte sich noch beigesellt der Wunsch nach größerer Feuergeschwindigkeit, bewirkt durch Beseitigung des Lafettenrücklaufs und vereinfachte Lademanipulation durch Vereinigung von Geschos und Geschützladung in einer Patrone wie bei der Gewehrmunition. Die erste Artillerie, die diesem Wunsche Verwirklichung verleihen konnte, war unstreitig die französische mit der Einführung des eingangs erwähnten Geschützes. Umso widerspruchsvoller mußte den Franzosen die deutscherseits beinahe zu gleicher Zeit erfolgte Einstellung einer zweiten Geschützart anderen Kalibers in die Feldartillerie erscheinen, zumal mit dieser Einstellung noch die Beseitigung der Korpsartillerie verbunden war. Daraus erklärt sich auch, warum man in Frankreich in der Ausrüstung des Heeres mit Steilfeuergeschützen bzw. Haubitzen so lange eigene Pfade eingeschlagen hat und auch jetzt noch keineswegs so allgemein gewillt ist seine Marschroute gänzlich zu ändern.

Für die Einstellung der leichten Feldhaubitzen in die Feldartillerie wurden seiner Zeit von deutscher Seite folgende Erwägungen ins Feld geführt. Durch die neuesten Steigerungen der ballistischen Wirkung der Feldgeschütze, sind die Einfallswinkel derart klein geworden, daß Ziele dicht hinter Deckungen oder hinter steilen Anhöhen mit wenig Erfolg oder nur mit großem Munitionsaufwand zu

bekämpfen sind; Ziele unter feldmäßigen Eindeckungen sind schon gar nicht mehr zu erreichen. Mit dem Vorkommen solcher Ziele in künftigen Kriegen muß aber gerechnet werden und darum müssen auch die Mittel zu ihrer Zerstörung vorhanden sein. Diese Zerstörungsmittel sind zwar schon durch die schwere Artillerie des Feldheeres mit ihren schweren Feldhaubitzen gegeben, doch kann diese schwere Artillerie des Feldheeres, namentlich bei ungünstigen Wegverhältnissen nicht immer so zeitig zur Stelle sein, als es verlangt werden muß und zudem ist diese Artillerie nur für höhere Heeresverbände vorgesehen. Die Feldartillerie muß darum ein Geschütz erhalten, das zur richtigen Zeit überall zur Hand sein kann und dabei die Fähigkeit besitzt, nicht nur Ziele dicht hinter Deckungen mit dem nötigen Erfolge zu beschießen, sondern auch Ziele unter feldmäßigen Deckungen außer Gefecht zu setzen.

Anders war die ursprüngliche französische Anschauung. Diese erachtete die Haubitzen- und schweren Batterien als eine Artillerie für besondere Zwecke, deren Anwesenheit die Truppen belastet und die Marschkolonnen in ihrer Schmiegsamkeit und Beweglichkeit hindert. Jedenfalls wollte sie den Haubitzen, für den Fall, daß solche beim Armeekorps eingestellt werden sollten, nur eine Einreihung bei der Korpsartillerie, niemals eine solche bei der Divisionsartillerie zubilligen. Die Wirkung des Feuers leichter Feldhaubitzen bewertete man nicht in dem gleich hohen Maße, wie es in Deutschland geschah und heute noch geschieht. Man erachtete die Feldkanone für die meisten Anforderungen des Feldkrieges als genügend, zumal mit einer reichlichen Munitionsausrüstung und hielt die dauernde Anwesenheit verschiedener Geschützgattungen mit ihrer unausweichlichen Erschwerung und Verwicklung des Ersatzgeschäftes für nachteiliger als ihre zeitweilige Abwesenheit im Bedarfsfalle.

Es waren somit in erster Linie die Vorteile der Munitionseinheit, auf welche französischerseits hauptsächlich abgestellt wurde. Maßgebend für diese Anschauung war sicherlich die als Folge der Kriegsjahre noch mit zwingender Macht nachwirkende Ueberzeugung, daß, je einfacher die Verhältnisse des Materials, desto einfacher und sicherer dessen kriegsmäßige Beherrschung und Handhabung. Maßgebend war aber auch die, bei dem gegenüber früher gesteigerten Verbräuche an Geschossen, sich ohne weiteres geltend machende Erkenntnis, daß jeder Munitionersatz bei der Anwesenheit verschiedener Geschützkaliber innerhalb des Armeekorps oder der Division sich erschweren und komplizieren müsse, ja überhaupt in seiner rechtzeitigen Durchführung schweren Schaden leiden könnte.

Auch dieser Gesichtspunkt ist wohl festzuhalten. Er gibt den Schlüssel zu einer Reihe von Vorschlägen, die in letzter Zeit in Frankreich zur Lösung der „question d'obusier“ gemacht worden sind und die alle das Bestreben haben, die Haubitzenfrage so zu begreifen, daß die Geschützeinheit und damit auch die Munitionseinheit soviel als möglich gewahrt werden kann.

Um beim Feldheere doch über ein zu steileren Flugbahnen befähigtes Geschütz zu verfügen, waren im Laufe der Jahre jedem Armeekorps zwei Rimailho-Haubitzbatterien mit einem Kaliber von

15 cm beigelegt worden. Damit erachtete man den Haubitzenbedarf für gedeckt und das „Geschütz für besondere Fälle“ zur Hand. Da reichte — es mag im Jahre 1910 gewesen sein — der Abgeordnete und spätere Kriegsminister Clémentel einen Bericht über den Heereshaushalt ein, der die Frage erst eigentlich ins richtige Rollen brachte. In diesem Berichte wurde erklärt, die Wirkung der französischen Feldkanonen gegen Ziele hinter und unter Deckungen, sowie gegen die deutschen Feldhaubitzen ist ungenügend und der Rimailho-Haubitzen sind beim Armeekorps zu wenig, zudem fehlt ihnen die wünschbare Beweglichkeit. Darum bedarf es nicht nur einer Vermehrung der schweren Artillerie des Feldheeres, sondern auch der Einführung einer leichten Feldhaubitze mit einem Kaliber von etwa 10 cm und einem Geschößgewicht von rund 15 kg. Diese Batterien müssen Teile der Artillerie des Armeekorps sein und die Fähigkeit haben, in innigster Verbindung mit den Kanonenbatterien zu fechten. Ihre Zahl wurde auf vier Batterien zu vier Geschützen für jedes Armeekorps veranschlagt.

Eine Annahme dieser Vorschläge hätte nichts anderes bedeutet als den Uebergang mit Sack und Pack ins Lager der Haubitzenfreunde, eine Bekehrung zu den in Deutschland vorläufig herrschenden Anschauungen. So kurzer Hand Schamade zu schlagen, waren die Verfechter der bisherigen Ansichten allerdings nicht geneigt. Noch anlässlich der Manöver in der Pikardie 1910 und den dabei gemachten Erfahrungen wurde erklärt, daß eine schwere Artillerie für Frankreichs Heer nicht zweckmäßig sei. Und in einer der sachlichsten französischen Militärzeitungen war zu lesen, daß die Bedeutung der Feldhaubitzen noch sehr umstritten wäre, daß dieselben neben warmen Verfechtern auch berechnete Zweifler fänden, die da meinten, man hätte überhaupt schon zu viel Artillerie und ein Bedürfnis nach neuen Geschützen mache sich noch keineswegs fühlbar. Immerhin hatte der Bericht Clémentels eine vermehrte Heranziehung von schweren und Haubitzenbatterien zu den großen Manövern, eine Reihe von Erörterungen der ganzen Frage überhaupt und eine Anzahl von anderweitigen Vorschlägen und eingehenden Versuchen zur Folge.

Die Manövererfahrungen, die man mit den in den Jahren 1911 und 1912 zu den größeren Truppenübungen herangezogenen Steilfeuerbatterien gemacht hat, scheinen nicht gerade abklärende Ergebnisse gezeitigt zu haben. Es konnte ja eigentlich auch nicht anders sein. Nach einigen Zeitungsnotizen sollen die Batterien den allerdings nicht besonders hochgeschraubten Anforderungen im allgemeinen entsprochen haben. Andere Beurteilungen kamen erneut zu dem Schlusse, daß man gegen widerstandsfähige Ziele und Feldbefestigungen keine leichten Haubitzen benötige, weil das Feldgeschütz, namentlich mit seiner Granatwirkung vollkommen ausreiche. Zudem sei dasselbe nach jeder Richtung hin zum Schießen aus verdeckten Stellungen gut befähigt, was für die deutsche Feldkanone nicht zutreffe. Nur gegen steil nach rückwärts abfallende Hänge sei die Wirkung der flachen Flugbahn wegen zu schwach. Dies aber habe keine große Bedeutung, weil auf solchen Hängen Artillerie überhaupt schwer in Stellung gehen könne, alle für Artillerie brauchbaren Hänge aber von 3000 m ab mit der Granate zu fassen

seien, nicht faßbare Hänge schließlich flankierend beschossen werden könnten. Die Haubitze habe somit nur den einen Vorteil, sämtliche, auch steilere Hänge unter Feuer zu nehmen, dafür aber den Nachteil die einheitliche Ausbildung zu stören, in den meisten Fällen weniger zu leisten als die Kanonenbatterien und verhältnismäßig mehr Munition zu beanspruchen.

Somit endliches Ergebnis: Leistet die Haubitze für gewisse Fälle unbestrittenermaßen wertvolle Dienste, so sind ihre Nachteile, zwei Kaliber, erschwerte Ausbildung, Verminderung der Kanonenummunition, Schwerfälligkeit der Munitionskolonnen, so groß, daß ihre Einführung die Wirkung der Gesamtheit der Artillerie nur herabsetzen kann. Auch hier ist man weit davon entfernt, die Haubitze als das beliebte Mädchen für alles anzusehen und seiner Anwesenheit zuliebe Einheit von Geschütz und Munition zu opfern. Man huldigte nach wie vor der Anschauung: Haubitzen sind Geschütze für besondere Fälle, die ihr Vorzüglichstes dort leisten, wo sie für diese Zwecke eingesetzt werden können; ihre dauernde Verquickung mit der Feldartillerie vernichtet die Einheitlichkeit der Bewaffnung und erschwert Führung und Verwendung.

Auf einen anderen Standpunkt bezüglich Einschätzung der Schußwirkung des gegenwärtigen französischen Feldgeschützes stehen die bis jetzt gemachten Abänderungsvorschläge. Dieselben räumen unumwunden ein, daß gegen Ziele hinter steileren Hängen, unter und hinter Deckungen bessere Wirkung erwünscht wäre und darum ermöglicht werden sollte. Abweichend ist nur die Art und Weise, wie diese Ermöglichung erreicht werden will. Dabei ist aber wieder charakteristisch für die Wichtigkeit, die man dem Grundsatz gleicher Geschütze und Munitionseinheit durch die ganze Feldartillerie hindurch beilegt, daß zwei oder eigentlich drei dieser Vorschläge dieselbe mit Aufwendung aller Mittel und ohne Scheu vor großen Kosten zu wahren suchen. Bezeichnend für diese Vorschläge ist aber auch, daß sie sich zur Wahrung der Einheit von Munition und Geschütz nicht scheuen, auf Zustände zurückzugreifen und Flugbahnverhältnisse in Vorschlag zu bringen, die „alle schon einmal dagewesen“ sind; ja, daß Erregenschaften angetastet und preisgegeben werden wollen, die vor wenigen Jahren als höchst erstrebenswert und für den Kampf der Feldartillerie von höchster Bedeutung erachtet worden sind.

Der eine dieser Vorschläge geht von der schon gestreiften Voraussetzung aus, daß das französische Feldgeschütz nicht in der Geschößwirkung, sondern nur in bestimmten Gefechtslagen der Haubitze unterlegen sei, weil es wegen der großen Rasanz seiner Flugbahn Ziele nicht unmittelbar fassen kann, die hinter stärker geböschten Hängen liegen. Als einfachstes Mittel, um für diese Zwecke eine gekrümmtere Flugbahn zu erhalten, wird das Mitführen schwächerer Geschützladungen empfohlen. Es wird damit auf jenen amphibialen Zustand zurückgegriffen, der auch einmal bei uns, am längsten aber bei der österreichischen Feldartillerie bestanden hat und bei dem für jedes Geschütz zweierlei Ladungen im Gebrauche waren, eine Schußladung für den Flachbahnschuß und eine Wurfladung für den Bogenschuß. Dieser Vorschlag

nimmt also zugunsten des Einheitsgeschützes den mit einer solchen Doppelspurigkeit der Ladungen unvermeidlichen Nachteil einer Einschränkung der jetzigen Feuergeschwindigkeit in Kauf, denn zu seiner Verwirklichung muß, wie bei der Haubitze, auf eine feste Verbindung von Patronenhülse und Geschöß verzichtet werden. Allerdings soll dieses Hindernis durch die Einführung eines neuen Instrumentes, das man „Dessertisseur“ getauft hat, überwunden werden. Dieser Dessertisseur soll es ermöglichen, Geschöß und Patronenhülse schnell von einander zu trennen und wieder mit einander zu verbinden. Läßt man dann, wie das bei der Haubitze der Fall ist, die Ladung aus mehreren Teilen bestehen, so steht natürlich nichts im Wege mit verschiedenen, dem beabsichtigten Fallwinkel entsprechenden Ladungen zu schießen und damit stärker und schwächer gekrümmte Flugbahnen zu erreichen. Derartige Vorschläge sind übrigens auch schon in Deutschland gemacht und patentiert worden. Ähnliche Versuche, die bei der österreichischen Artillerie in dieser Beziehung vorgenommen worden sind, sollen berechtigten Zweifel an der Trefffähigkeit gezeigt haben. Dagegen verlautet in französischen Blättern, daß die auf dem Schießplatze von Mailly vorgenommenen Versuche für den Bogenschuß des Feldgeschützes sehr zufriedenstellende Resultate ergeben hätten. Auf alle Fälle wird trotz Dessertisseur die jetzige Feuerschnelligkeit beim Schießen mit gekrümmten Flugbahnen eine Einbuße erleiden, wie auch das Schießverfahren an Vereinfachung nicht gewinnen kann.

Allerneuesten Nachrichten zufolge soll die stärkere Krümmung der Flugbahn gar nicht mit einem Dessertisseur bewirkt werden, sondern durch eine Verzögerung der Geschößgeschwindigkeit, die nicht durch eine Verminderung der Ladung, sondern durch eine andere, von einem Hauptmann Malandrin erfundene Vorrichtung erreicht wird. In der Tat ist denn auch in letzter Zeit dieser Hauptmann Malandrin wegen seiner Verdienste um den Bogenschuß des Feldgeschützes außer der Reihe zum Major befördert worden. Diese Beförderung wäre allerdings wohl verdient, wenn das wahr ist, was die Zeitungen von der Erfindung schreiben. „Die notwendige Handhabung erschwert in keiner Weise die Vorbereitungen des Schießens; sie gibt also keinerlei Anlaß zu der abfälligen Beurteilung, welche die Aenderung der Ladung im Feuer hervorrief. Hieraus folgt, daß augenblicklich die französische Artillerie ebenso viele Haubitzen wie Kanonen hat, während das deutsche Armeekorps nur über 36 leichte Haubitzen verfügt. Und diese glückliche Aenderung wird nur eine halbe Million kosten, während die Schaffung der Haubitzen 80 Millionen gekostet hätte.“¹⁾

Jedenfalls denkt man in Frankreich zur Zeit stark an eine Lösung der Haubitzenfrage im Sinne dieses, auf die Befähigung des jetzigen Feldgeschützes zum Bogenschusse gerichteten Vorschlages. Für diese Art der Lösung würde auch sprechen, daß die zur Beschaffung von Feldhaubitzen im

¹⁾ Andere Zeitungen bezeichnen dagegen den Major Malandrin als Erfinder des Dessertisseur. Aus diesen und anderen Gründen hält daher General Rohne die dem genannten Major zugeschriebene Erfindung eines Mittels für die Verzögerung der Geschößgeschwindigkeit für unzutreffend.

Voranschlag eingestellte Summe von 80 Millionen Franken vom Heereshaushaltusausschusse tatsächlich gestrichen worden sein soll. Ob man dabei in gleich kühnen Hoffnungen schwelgt, wie die angeführte Zeitungsnotiz, mag freilich dahingestellt bleiben.

Auf dem Gelingen der eben genannten Versuche beruht ein anderer Vorschlag, der sowohl der Einheit von Geschütz und Munition, wie der Forderung noch größerer Beweglichkeit des Feldartilleriematerials gerecht werden will und neulich in der „France militaire“ verfochten worden ist. Nach der Ansicht seines Urhebers verlangt der heutige Krieg, wie namentlich die Kämpfe und Schlachten im Balkan erweisen sollen, ein sehr leichtes Geschützmaterial, das bei reichlichster Munitionsausrüstung befähigt sein muß, auf kürzeste Entfernung an den Gegner heran zu gehen, die geringste Geländefalte zur Deckung auszunützen und unter großen Abgangswinkeln zu wirken. Darum ist ein Geschütz von bisheriger Rohrweite zu schaffen, das diesen genannten Anforderungen entspricht und die dritte Batterie jeder Abteilung ist mit diesen kurzen 75 mm-Kanonen auszurüsten. Die Bedenken gegen die Doppelpurigkeit innerhalb der Abteilung werden kurzerhand abgetan. Der Vorschlag macht die Abteilung, der zur Zeit die Fähigkeit des Nahkampfes mangelt, schmiegsamer und verwendungsfähiger; sie vermag sich dem Gelände besser anzupassen und wird damit zur Infanteriebegleitung geeigneter. Für größere Zerstörungszwecke sind einige 120 mm-Batterien einzustellen, die sich im Trabe bewegen können. Dem Vater dieses Vorschlages hat zweifellos die Verwendung der Gebirgsartillerie vorgeschwebt, wie sie von den Engländern, Russen und Japanern zur Begleitung des Infanterieangriffs bis in seine letzten Stadien hinein postuliert wird. Er wird dabei von der an sich sehr richtigen Anschauung geleitet, daß jede Infanterie sich vereinsamt fühlt, die den Donner ihrer Geschütze nur von ferne hört. Die wirklich moralische Unterstützung der eigenen Infanterie kann nur durch stete Begleitung geleistet werden. Alle Friedensbelehrung nützt nichts, die Infanterie will, und zwar mit Recht, eine Artillerie, die ihr auf dem Fuße folgen kann. Wie die Aussichtserfolge dieses Vorschlages liegen, entzieht sich vorläufig jeder Beurteilung. Eine gewisse Berechtigung ist seinem Grundgedanken nicht abzusprechen.

Die allergrößte Bedeutung kommt aber jedenfalls dem Vorschlage zu, der vom Altmeister der französischen Artillerie, von General Percin, gemacht worden ist, und zwar ganz abgesehen davon, ob er zur Zeit überhaupt Aussicht hat Wirklichkeit zu werden oder nicht. Am Vorschlage interessiert auch ganz besonders seine Begründung, weil auf früher bestandene Flugbahnverhältnisse abgestellt wird, die zu verlassen man vielleicht manchen Orts nicht gerade gut getan hat, namentlich angesichts der topographischen Verhältnisse des mutmaßlichen Verwendungsgebietes.

Fürs erste gibt Percin zu, daß durch die Annahme eines Steilfeuergeschützes die ganze Frage am einfachsten gelöst und aus der Welt geschafft werden könnte. Er kann aber nicht zu einer solchen Lösung stehen, weil seiner Ansicht nach zwei Geschützarten eine zu große Verwicklung und Ver-

wirrung nicht nur des Munitionersatzes, sondern auch in der Gefechtsverwendung bedeuten. Wo Kanonen stehen sollten, werden häufig nur Haubitzen zur Hand sein, und wo diese Not täten, hat man nur Kanonen zur Verfügung. Damit wird die Zahl der Fälle, in denen Artillerie überhaupt mangelt, sei es weil sie zu weit entfernt ist, oder zu spät kommt, um ein weiteres vermehrt. Aus diesen Gründen tritt er ebenfalls für den Beibehalt eines Einheitsgeschützes in die Schranke und zwar eines Einheitsgeschützes, dessen Flugbahn zwischen derjenigen des gegenwärtigen französischen Feldgeschützes und der der deutschen leichten Feldhaubitze die Mitte hält. Zu diesem Vorschlage führen ihn folgende Erwägungen. Die Fälle, in denen der Flachbahnschuß des Feldgeschützes unwirksam ist, sind nicht so häufig, wie die Haubitzengegner anzunehmen belieben. Hänge zu beschießen, auf denen Artillerie sich überhaupt nicht aufstellen kann, hat keinen Zweck. Ein Geschütz mit stark gekrümmter Flugbahn dient daher nur zur Beschießung von Batterien, die sich hinter Wäldern oder Ortschaften aufgestellt haben, kann aber seines großen Fallwinkels wegen einer gegnerischen Infanterie nichts anhaben. Gegen die hinter einem Walde aufgestellte Batterie ist jedoch Wegnahme des Waldes das beste Mittel. Hauptaufgabe der Artillerie ist die Beschießung der gegnerischen Infanterie und der feindlichen Infanterie- und Konterbatterien, sobald sich diese durch ihr Mündungsfeuer verraten. Auch dies kann mit der bisherigen Flugbahn geleistet werden. Dagegen sind nicht zu fassen Batterien, die, wie die deutschen Haubitzbatterien, Geländedeckungen besser ausnützen können. Hierzu bedarf es einer stärkeren Krümmung der Flugbahn.

Percins Vorschlag gibt somit den Bedenken recht, die, wie zu Eingang dieser Betrachtungen erwähnt worden ist, die rastlose Steigerung der Flugbahnrasanz nicht als den Gipfel artilleristischer Zweckmäßigkeit erkennen konnten und die darauf aufmerksam zu machen sich erkühnten, daß bei dem Entscheide über ein Geschützmaterial nicht allein eine einseitige, rein theoretische Bewertung der Trefffähigkeit den Ausschlag zu geben habe, sondern daß auch die taktische Verwendung, die Gestaltung des mutmaßlichen Kriegsgeländes und die für diesen Fall wünschbarste Wirkungsmöglichkeit in Betracht gezogen werden müßten. Begründung und Vorschläge des genannten französischen Generals erinnern an die Erwägungen des Führers der Sezessionisten im nordamerikanischen Bürgerkriege. General Lee entschied sich damals für die Beibehaltung der glatten Geschütze bis zur Hälfte seines Geschützstandes. Nicht weil er die Vorzüge des gezogenen Geschützes nicht zu schätzen wußte, sondern weil bei dem Waldgelände, in dem sich fast alle Schlachten und Gefechte des Krieges abspielten, und bei dem man selten weiter als 600 bis 1200 m sehen konnte, die Wirkung der glatten Geschütze derjenigen der gezogenen moralisch und materiell weit überlegen war.

Den bis jetzt genannten Vorschlägen gegenüber stehen jene, die wie der des Abgeordneten und Kriegsministers Clémentel die Geschützeinheit kurzer Hand opfern und eine entsprechende Zahl von leichten Feldhaubitzen in die Feldartillerie des Armeekorps einstellen wollen. Ihre Entstehung ist natürlich noch dadurch gefördert und begünstigt

worden, daß die Geschützfirma Schneider mit einem leichten 105 mm Haubitzenmaterial auf den Plan getreten ist, das allen billigen Anforderungen entspricht und sich bezüglich Treffwirkung wie Beweglichkeit dem deutschen an die Seite stellen darf. Es kann sich kaum darum handeln, hier alle diese verschiedenen Vorschläge aufzuzählen und zu zergliedern. Wir begnügen uns mit dem einen derselben, der die Frage am radikalsten lösen will und auch mit verschiedenen, der bisher erörterten Anschauungen am schärfsten ins Gericht geht.

Nach diesem Vorschlage mangeln dem jetzigen Feldgeschütz gegenüber der Haubitze die Fähigkeit Ziele zu erreichen, die hinter steilen Hängen, hohen Wäldern und Häusergruppen gedeckt sind, die Möglichkeit alle sich bietenden Deckungen auszunutzen und die Infanterie bis auf nächste Nähe mit seinem Feuer zu unterstützen. Die Einführung einer Schuß- und Wurfladung ist unzulässig, weil die Feuergeschwindigkeit vermindert und der gesamte Dienst kompliziert wird. Zudem gestattet die Lafette jetziger Bauart selbst bei eingegrabenem Lafettenschweif nur eine Erhöhung von 18°, während bei den Haubitzen Abgangswinkel von 30° möglich sind. Die Rimailho-Haubitzen sind zu schwer und der Munitionersatz bereitet ihrer 40 kg wiegenden Geschosse wegen zu viel Schwierigkeiten. Ersetzt man deren Geschütze durch eine 105 mm-Haubitze, die Granaten von 15 kg schießt, so kann man mit dem gleichen Personal die doppelte Zahl von Haubitzen bedienen und über eine dreifache Schußzahl verfügen. Darum Uebergang des Materials der Rimailho-Batterien an die Fußartillerie und Ausnützung ihrer Mannschaftebestände zur Aufstellung von leichten Haubitzenbatterien bei den Armeekorps. Durch diese Lösung erhielte man nicht nur binnen kürzester Frist eine Haubitzausrüstung, sondern erübrigte auch die nötige Zeit um mit Muße die zur Verbesserung des Feldgeschützes notwendigen Versuche vornehmen zu können.

In ähnlichen Bahnen bewegen sich die anderen, die unbedingte Notwendigkeit leichter Feldhaubitzen für das Feldheer betonenden Vorschläge. Das unterscheidende Merkmal ist nur, daß die einen für eine größere oder geringere Zahl, ein anderes Verhältnis von Flachbahn- und Steilbahngeschützen plaidieren, andere dem Beibehalt von schweren Feldhaubitzen beim Feldheere das Wort reden und wieder andere auch noch schwere Kanonen in den Rahmen der Armeekorps einfügen wollen. Einige weisen auch darauf hin, unter Ausnützung der dreijährigen Dienstzeit die schwere Artillerie zu einer solchen auszubauen, die jederzeit imstande ist, den Bewegungen der Feldarmee folgen zu können, ohne aber ihre dauernde Zuteilung zu den Armeekorps zu befürworten.

Welche der Anschauungen in dieser oder jener Kombination schließlich die Oberhand gewinnen wird, läßt sich zur Stunde noch gar nicht sagen. Eine Zeit lang hatte es den Anschein, die Haubitzenfrage werde in einem, die Notwendigkeit derselben bejahendem, die Zweckmäßigkeit der Geschützeinheit verneinendem Sinne erledigt werden. Man hatte hiefür umso eher Anhaltspunkte, als der Kriegsminister ein Verfechter der Haubitzen sein soll. Zur Zeit will es aber scheinen, daß die endgiltige Lösung der Frage doch in einer anderen Richtung gesucht wird.

-t.

Kriegslehren.

Von Hauptmann Otto Brunner, Instruktionsoffizier der Infanterie.

(Schluß.)

Nein! Krieg ist keine geheimnisvolle und rätselhafte Kunst, kein Buch mit sieben Siegeln, wenn wir uns nur ehrlich anstrengen, in sein innerstes Wesen einzudringen.

Der Krieg ist ein Kampf um das Ueberleben des Tüchtigsten oder wie ein geistreicher englischer Schriftsteller) ihn nennt „the struggle of the survival of the fittest“. Er ist eine Erscheinung im Großen, wie wir sie im Kleinen beständig im Alltagsleben um uns herum sehen können. Er ist eine kleine, unbedeutende Erscheinung verglichen mit dem Werden und Vergehen ganzer Welten!*

Aber er ist ein Kampf um die ureigendste Existenz und als solcher erfordert er ganz ungewöhnliche Anstrengungen. Anstrengungen, die zum voraus, nicht erst, wenn er begonnen hat gemacht werden müssen. Er erfordert vor allem, und das haben Ihnen gewiß die angeführten Beispiele deutlich dargetan ein gesundes, kräftiges, männliches Volk. Ein Volk von Männern und — Helden; nicht erst im Kriege, sondern von Männern und Helden schon im Kampfe des Alltagslebens. Es erfordert ein gesundes, kräftiges Staatswesen, das fest im Volke wurzelt, das vom festen Vertrauen des Volkes getragen ist und den ureigendsten Willen des Volkes verkörpert! Daran ändert die Staatsform nichts! Und schließlich bleibt als drittes Erfordernis zum Siegen das scharfe Instrument zum Schlagen: ein kriegstüchtiges Heer! Ein Heer, des ganzen Volkes Erziehungsstätte zur Pflicht, zur einfachen Pflicht! Zur Pflicht um der Pflicht willen! Keine geisttötende Drillstätte um des bloßen Drills willen, sondern eine Erziehungsstätte zur Intelligenz und zum Willen zur kraftvollen, männlichen, siegreichen Tat! Ein Heer, das das felsenfeste Vertrauen des ganzen Volkes besitzt, ein Heer mit dem guten Gewissen, alles, aber auch alles getan zu haben, um den Kampf um das Sein oder Nichtsein, die Ehre oder die Schande siegreich zu bestehen. Volk und Heer aber zusammengesetzt aus Männern, die der höchsten Aufopferung; der Selbstaufopferung fähig sind! Männern, bereit zu sterben! „Lehrt die Soldaten vor allem zu sterben!“ sagte Scharnhorst. Ein Volk und Heer von Helden!

Zwei Rassen, zwei Nationen mögen physisch gleich gesund und von gleicher Intelligenz sein, aber wenn bei der einen die Aufopferungsfähigkeit des Einzelnen und damit des ganzen Volkes eine geringere ist, als bei der andern, so ist es so sicher als wie die Sonne am Morgen auf und am Abend untergeht, daß der Krieg unerbittlich sein Urteil über die geringere Aufopferung sprechen wird. Einer der größten und edelsten Männer, die England hervorgebracht hat, der greise Feldmarschall Lord Roberts, weiß wohl genau, warum er seiner Nation nicht genug eindringlich die absolute Notwendigkeit der allgemeinen Wehrpflicht immer und immer wieder vorhält. Er weiß, wie jeder, der die Weltgeschichte studiert, welch unabänderliches Ende ein Volk nimmt, das es unter-

*) Pred T. Jane, „Ketzerien über Seemacht“.